

Die Struktur des Raumes und die urbane Gemeinschaft
Philosophische Betrachtungen zum Thema Stadt und Städtebau
Dr. Gerhard Stamer

In unserem Jahrhundert ist viel über das Wesen der Stadt, über das Städtische nachgedacht worden. Es ist auch kein Wunder, dass dieses Thema solch eine Konjunktur hat, denn die Verstädterung der Gesellschaft, sogar unter Einbeziehung des ländlichen Raumes scheint eine unaufhaltsame Tendenz zu sein. Der französische Soziologe Henri Lèfebvre spricht daher von der verstädterten Gesellschaft. Und dies in einem durchaus positiven Sinn. Die verstädterte Gesellschaft rangiert bei ihm als konkrete Utopie für das nachindustrielle Zeitalter.

Was ist nun aber die Stadt? Die Stadt ist ein räumliches Gebilde, eine ständige Ansammlung vieler Menschen, sie ist ein soziales Gefüge, eine politische Organisation, und natürlich ein Konglomerat menschlicher Geschichte. Ist sie wirklich nur der „Ort der besonderen Lebensform derer, die nicht in der Landwirtschaft tätig sind“, wie ein neueres Buch über Urbanität uns glauben machen will?

Der Städtebau - und auch die Architektur - haben es auf den ersten Blick mit der räumlichen Lösung menschlicher Grundbedürfnisse zu tun wie Wohnen, Bewegen, Arbeiten, Versorgen, Versammeln. Funktionen menschlichen Daseins sind es, die räumlich bewältigt werden müssen. Das Räumliche tritt in den Vordergrund. Denn Bauen findet in der Dimension des Raumes statt. So kann es leicht geschehen, dass die Aufgaben lediglich räumlich verstanden werden, deren Lösungen im Räumlichen liegen. Jeder Mensch nimmt einen Raum ein - ohne Frage; und um von dem einen Ort seiner Anwesenheit zu einem anderen zu gelangen, muss er eine bestimmte Wegstrecke zurücklegen. Also wird die entsprechende Straße dafür gebaut. Alles liegt auf einer Ebene. Sind damit Städtebau und Architektur ausreichend charakterisiert? Ihre Tätigkeit damit treffend beschrieben? Natürlich nicht, denn sie reagieren ja auf Bedürfnisse, und Bedürfnisse sind etwas Inneres, die lediglich ihre Befriedigung im Raum erfahren. Eigentlich scheint es immer um Bedürfnisse zu gehen. Die Menschen brauchen in ihren Behausungen Wasser, also wird ein Wasserwerk gebaut mit den entsprechenden Leistungen. Abflüsse sind nötig. Auch sie werden gebaut. Und die Behausungen werden so gebaut, dass für alle wesentlichen Bedürfnisse die entsprechenden Räume vorhanden sind: die Küche, die Toilette, das Bad, das Kinderzimmer, das Wohnzimmer und das Schlafzimmer. Und Gebäude verschiedenster Art werden nach eben diesem Muster für die Funktionen der ganzen differenzierten Gesellschaft errichtet: Wohn-, Geschäfts- und Bürohäuser, Fabriken, Supermärkte, Straßenbahnstationen, Bahnhöfe, Radio- und Fernsehstationen, Funk- und Fernsehtürme, Ministerien, Zeitungspaläste, Sportstadien, Messehallen.

Ist damit das Wesen der Aufgaben des Städtebaus ausreichend erfaßt? Oder ist Städtebau noch etwas ganz anderes? Sind diejenigen, die sich mit dem Städtischen befassen, in einer noch ganz anderen Weise konfrontiert mit der räumlichen Bewältigung eines nichträumlichen Phänomens, das auch nicht einfach als Bedürfnis bezeichnet werden kann?

Dies möchte ich Ihnen auseinandersetzen. Die in unserem Jahrhundert dominante soziologische Sicht - zumindest im Hinblick auf die Stadt - vermochte die von ihr vor allem erfaßten Funktionen menschlicher Existenz - also Wohnen, Arbeiten und Erholen - in der Gliederung unserer Städte - ob pro oder contra - auch weitgehend räumlich zu begreifen und zu bearbeiten. Größere Schwierigkeiten bereitete schon die räumliche Umsetzung der Polarität von öffentlich und privat in städtebauliche und architektonische Konzepte. Das wirkliche Problem aber, das sich in dem materiellen Phänomen Stadt eröffnet, liegt in der Beziehung,

die das denkende Wesen Mensch zum Raum besitzt. Es liegt in dem Verhältnis des immateriellen Inneren zu dem materiellen Äußeren dieser eigenartigen Wesen. Meine These lautet: In der Stadt hat der Mensch ein Bild seiner selbst, ein verobjektiviertes Bild seiner selbst vor Augen. Und daran schließt sich sofort die nächste These an: Um dies zu erkennen, bedarf es der Philosophie, d.h. der Aneignung von Reflexionsgehalten, die in der Tradition dieser Erkenntnisdisziplin erarbeitet wurden. Dies möchte ich Ihnen an vier philosophischen Referenzpunkten demonstrieren.

Der erste ist die „Kritik der reinen Vernunft“ von Kant. Kant stellt dort den Unterschied zwischen einem Begriff und einer Anschauung heraus. Er ist nämlich der Auffassung, dass der Raum eine Anschauung a priori ist und kein Begriff.¹ Warum ist der Raum eine reine Form der Anschauung und kein Begriff? Der Raum ist zu kennzeichnen durch das Nebeneinander. Die einzelnen Dinge sind in einem Raum nebeneinander. Im Begriff dagegen gibt es kein Nebeneinander. Der Raum ist zwar auch ein Begriff, d.h. wir haben einen Begriff von ihm, aber das was der Begriff Raum meint, eben der Raum in seinen drei Dimensionen, hat eine grundsätzlich andere Struktur als der Begriff selbst. Die Struktur des Begriffs ist nicht das Nebeneinander, sondern ein Subsumtionsverhältnis. Der Begriff bezieht sich auf alle Exemplare einer Klasse von Gegenständen, er befasst sie alle unter sich, aber nicht in sich. In ihm sind die Gegenstände weder räumlich noch nebeneinander. Er ist eben ein Allgemeines, das für alle Exemplare seiner Klasse gilt. Er ist ein Allgemeines, das jede Zahl von Exemplaren einer einzelnen Klasse von Gegenständen unter sich befasst. Der Raum umschließt dagegen die verschiedensten Dinge im Nebeneinander. Das kann der Begriff nicht. Der Begriff ist also eine Beziehung von Einzelnem zum Allgemeinen. Auch der Raum ist das. Aber er ist niemals das eine Allgemeine, in dessen Einheit alle einzelnen Dinge eingehen und aufgehoben werden, im Raum bleibt alles einzelne nebeneinander.

Der Begriff hat also eine synthetisierende Funktion. Er ist eine Synthese, insofern er alles, worauf er sich bezieht, in seiner Form, eben den einen Begriff, aufhebt. In unserem Bewusstsein gibt es aber nicht nur einen Begriff. In unserem Bewusstsein gibt es eine Vielzahl von Begriffen - und ihre Grenze ist nicht angebbbar. Tatsächlich vereinigt das Bewusstsein alle Begriffe, über die ein einzelner Mensch verfügt. Das Bewusstsein macht alle Begriffe und alle Gegenstände, auf die sich die Begriffe beziehen, so zu seinen Bestandteilen, wie der Begriff alle Gegenstände, deren Begriff er eben ist. Das Bewusstsein ist die höhere Einheit. Sein Charakteristikum ist, dass es Selbstbewusstsein ist, es behält seine Identität durchgehend, verlore es sein Selbst, verlöre es auch die Beziehung auf die Dinge; insofern ist das Selbstbewusstsein mit seiner synthetischen Leistung das fundamentale Phänomen aller Erkenntnis. Was folgt daraus? Dass das, was wir Welt nennen, allgemein ein Missverständnis ist. Unter Welt verstehen wir landläufig eben die ausgedehnte Welt in Raum und Zeit, wie wir sie wahrnehmen. Tatsächlich aber meinen wir mit Welt ja nicht ein beziehungsloses Nebeneinander, sondern die Beziehung - die Vernetzung - von allem in einen Zusammenhang. Welt ist also etwas, was erst durch die Einheit des Selbstbewusstseins entsteht. Anders: nur in der synthetischen Leistung unseres Selbstbewusstseins existiert die Welt. Die Beziehungen, die wir herstellen, und die es von sich aus gar nicht gibt, macht Welt aus. Nicht wie sich das Räumliche und Zeitliche von sich her im Nebeneinander und Nacheinander gliedert, macht Welt aus, sondern das Zusammennehmen nach lebendigen, interessierten Gesichtspunkten, die es ohne die lebendigen Menschen nicht gäbe.

Diese Informationen, die die Menschen zu einem, zu ihrem gemeinsamen Aspekt der Welt zusammenfügen, sind unendlich. Die Welt ist etwas, was die Individuen selbst leisten, und

¹ Siehe Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, Werke in zehn Bänden, Wissenschaftl. Buchges. Darmstadt, Hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 3, S. 73

was es ohne sie gar nicht gäbe, d.h. sie selbst sind die Produzenten der Welt. Nur in unseren Köpfen gibt es das, was wir Welt nennen. Wir produzieren aus einem räumlichen Nebeneinander und zeitlichen Nacheinander das Phänomen Welt: ein Konzentrat. Und nur, weil wir dies unbemerkt und spontan ohne jede Mühe auf die Außenwelt projizieren, denken wir, sie selbst sei so gegeben. Kant nennt das Hypostasierung: was nur ein Subjektives von uns Menschen ist, wird für ein Objektives, unabhängig von uns Existierendes gehalten.

Wir Menschen sind Wesen, die eben nicht nur in Raum und Zeit präsent sind, sondern unentwegt synthetisierend Welt produzieren. Wenn wir wissen, dass wir Welt produzieren, dann können wir auch verstehen, warum uns das Urbane so wichtig ist. Die Stadt, das Urbane, ist die Realisierung von Welt an dem Ort unseres gemeinsamen Umgangs. Dort wo wir angeregt werden zu dieser synthetischen Leistung, da leben wir auf, da fühlen wir ein ansonsten nicht sichtbar werdendes Wesen unserer selbst angesprochen und bestätigt, denn es gewährt uns die Übereinstimmung zwischen unserem Innern und dem Äußeren. Ohne dieses synthetisierende Vermögen zu begreifen, verstehen wir nicht, was Urbanität ist. Wir haben zu einer Stadt Affinität, wenn sie uns erlaubt, zu fühlen, dass wir weltbildend sind. Wenn sie uns erlaubt, zu fühlen, dass wir Welt in uns tragen und hervorbringen, dass wir als Individuen Mikrokosmen im Makrokosmos sind.

Universalität spielt im menschlichen Zusammenleben noch in einer anderen Weise eine besondere Rolle, nicht nur indem sie - wie bisher dargestellt - eine Welt in den einzelnen Individuen vergegenwärtigt. Die Befähigung zur Universalität ist zugleich eine Befähigung zur Differenzierung. Indem die Individuen die Fähigkeit besitzen, Welt zu denken, sind sie auch fähig, sich als einzelne in der Welt zu begreifen. Diese Fähigkeit in Bezug auf die eigene Gattung bedeutet, dass sie sich als Exemplare der Gattung verstehen können, dass sie sich also sowohl als besondere Individuen in ihrer einzigartigen Biographie erfassen können, aber zugleich auch als Repräsentanten, Exemplare der Gattung Mensch: Sie begreifen sich automatisch als Einzelne eines Allgemeinen. Sie können in einer ganz sinnvollen Weise die Frage stellen, bzw. den Ausruf von sich geben: Was bin ich nur für ein Mensch! Das heißt: sie können sich prinzipiell objektiv zu sich verhalten; anders und schärfer: die Perspektive der Objektivität ist ihnen prinzipiell eigen, indem sie über den Blickwinkel des Allgemeinen verfügen, ob sie wollen oder nicht; sie besitzen ihn, denn sie sind denkende, mit Bewusstsein ausgestattete Wesen. Sie sind eben nicht nur ein Sein, das mit seinem Sein zusammenfällt, sondern ein solches Sein, das mit seinem Bewusstsein über Welt verfügt, d.h. über eine Unendlichkeit von vernetzten Informationen, die zugleich in einer Totalität, eben einer Welt konzentriert sind. Ich will sagen, das Individuum, das nicht einfach mit seinem Sein zusammenfällt, sondern über die Unendlichkeit von Welt verfügt, kann sich - und tut es auch - als Einzelnes in dieser Welt wahrnehmen. Damit besitzen die Menschen aber obendrein die Voraussetzungen, um sich selbst zur Disposition zu stellen. Als ein Einzelnes ist jeder Mensch aus der Warte des Allgemeinen und der Universalität ein Mögliches. Es kann mit sich umgehen. Es muss nicht sein Wesen identisch mit allen andern Exemplaren seiner Gattung in gleicher Weise realisieren, sondern verfügt über einen Spielraum, eben den Spielraum, der sich unter anderem in der Arbeitsteilung äußert. Die Menschen besitzen die Fähigkeit zur Arbeitsteilung. Sie sind nicht unmittelbar identisch mit den Bestimmungen ihrer Gattung, sondern können flexibel auf sie reagieren. Sie können einen Teil, einen bestimmten Ausschnitt des gesamten menschlichen Repertoires in ihrer Tätigkeit realisieren und im Austausch mit anderen die von ihnen nicht hergestellten Mittel zur Lebenserhaltung erwerben.

Es ist der junge Karl Marx der in seinen ökonomisch-philosophischen Manuskripten diesen Gedanken in äußerster Klarheit zum Ausdruck gebracht hat, längst bevor er in seinen

systematischen Arbeiten zu den materialistischen Einschränkungen seines Menschenbildes kam. Marx bezeichnet den Menschen als ein Gattungswesen, „...indem er sich zu sich selbst als der gegenwärtigen lebendigen Gattung verhält, indem er sich zu sich als einem universellen, darum freien Wesen verhält.“² Was heißen soll, dass der Mensch sich zu seiner Gattung verhalten kann, dadurch dass er imstande ist, aus der komplexen Vielzahl der in der menschlichen Gattung angelegten Aspekte einen als Möglichkeit zu ergreifen und als seinen eigenen zu realisieren.

„In der Art der Lebenstätigkeit liegt der ganze Charakter einer species, ihr Gattungscharakter; und die freie, bewusste Tätigkeit ist der Gattungscharakter des Menschen.“ „Das Tier ist unmittelbar eins mit seiner Lebenstätigkeit. Es unterscheidet sich nicht von ihr. Es ist sie. Der Mensch macht seine Lebenstätigkeit selbst zum Gegenstand seines Wollens und seines Bewusstseins. Er hat bewusste Lebenstätigkeit...“ Die bewusste Lebenstätigkeit unterscheidet den Menschen unmittelbar von der tierischen Lebenstätigkeit. Eben nur dadurch ist er ein Gattungswesen...Zwar produziert auch das Tier...Allein es produziert nur, was es unmittelbar für sich oder sein Junges bedarf; es produziert einseitig, während der Mensch universell produziert; es produziert nur unter der Herrschaft des unmittelbaren physischen Bedürfnisses, während der Mensch selbst frei vom physischen Bedürfnis produziert und erst wahrhaft produziert in der Freiheit von demselben;..Das Tier formiert nur nach dem Maß und dem Bedürfnis der species, der es angehört, während der Mensch nach dem Maß jeder species zu produzieren weiß und überall das inhärente Maß dem Gegenstand anzulegen weiß;...“³ Was bedeutet das für die Stadt? Die Stadt ist das Phänomen der Arbeitsteilung per excellence. In der Stadt realisiert sich eben die menschliche, gesellschaftliche Universalität, der Mensch als ein Gattungswesen. Jeder Mensch in der arbeitsteilig gegliederten Gesellschaft verwirklicht einen Teil, einen Aspekt des menschlichen Wesens. Gerade durch die Befähigung zur Universalität wird der Mensch besonderes Individuum.

Der Mensch befindet sich in der Universalität. Diese widerspricht nicht der Existenz des Menschen als einem einzelnen, individuellen Wesen. Universalität bedeutet nicht, die Menschen würden aus dem Universum kommen, sondern: das Universum ist ihnen gegenwärtig wie Energie dem Atomkern eigen. Universalität gehört zum Menschen wie Arme und Beine, nur kann man sie nicht sehen und anfassen. Aber das gerade ist ihr Wesen. Urbanität ist die lebendige Realisierung der Spannung von Individualität und Universalität. Das Räumliche ist dafür nur eine Erscheinung. Es ist das Äußerliche. Gerade in einer Zeit allgemeiner Veräußerlichung ist darauf hinzuweisen. Nur die Perspektive, die den Menschen in seiner Identität von Sein und Bewusstsein nimmt, kann darum das eigenartige Phänomen der Urbanität angemessen erklären.

Eine dritte Version, das Phänomen des Städtischen unter philosophischen Gesichtspunkten zu betrachten, stammt von Ortega y Gasset. Für ihn ist die Stadt eine „letzte Gegebenheit von geheimnisvollem Ursprung;...“⁴ In seiner diesbezüglichen Darstellung geht er auf den „Übergang von der rein bäuerlichen, durch nichts ausgezeichneten Prähistorie zum Keim der Stadt“⁵ ein. Er spricht von der Entstehung der „erstaunlichen Gemeinwesen, die das Repertoire der Menschheit um eine große Neuheit bereicherten, indem sie einen öffentlichen Platz und um ihn her eine gegen das Feld geschlossene Stadt erbauten.“⁶ Er führt aus, dass die polis nicht ein „Haufe bewohnbarer Häuser, sondern ein Ort des bürgerlichen

² Karl Marx, Pariser Manuskripte 1844, rowohlt Klassiker, Bd. 9, S. 56

³ Ebenda, alle Zitate S. 57

⁴ Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen, Ges. Werke, BD. III, S. 122

⁵ Ebenda, S.122

⁶ Ebenda, S. 122

Zusammentreffens, ein abgegrenzter Raum zu öffentlichen Zwecken“⁷ sei. „Die Stadt ist nicht wie Hütte oder Haus (...) als Schutz gegen Witterungsunbilden und zum Kinderzeugen gebaut, welches persönliche und Familienangelegenheiten sind, sondern um die gemeinsame Sache zu besprechen. Man beachte, dass hiermit eine neue Gattung Raum konstruiert wurde, viel neuer als der Einsteinsche. Solange gab es nur einen Raum, das Land, und man lebte darin mit allen Folgen, die ein solches Leben für den Menschen hat. Der Landmann ist noch pflanzenhaft. Sein Leben bewahrt, wenn er denkt, fühlt, will, etwas von der bewussten Dumpfheit des Vegetativen...“⁸ Aber der antike Mensch löst sich entschlossen vom Land, von der Natur, von dem geobotanischen Kosmos ab. Wie ist das möglich? Wie kann der Mensch das Land verlassen? Wohin soll er gehen, da doch das Land die ganze Erde, das Unbegrenzte ist? Sehr einfach: er hegt ein Stück Land mittels einiger Mauern ein und stellt dem gestaltlosen, unendlichen Raum den umschlossenen, endlichen gegenüber. So entsteht der Platz.“⁹ Dies ist ein „Raum sui generis, völlig neu, worin der Mensch, aus jeder Gemeinschaft mit Pflanze und Tier gelöst, ein in sich kreisendes, rein menschliches Reich schafft: den bürgerlichen Raum.“¹⁰ Und er schließt seine Überlegungen mit dem Satz. „So entsteht die Stadt von vornherein als Staat.“¹¹ Sie entsteht als ein Raum, dessen Wesen nicht aus der Räumlichkeit selbst abzuleiten ist, auch nicht aus konkreten Bedürfnissen, die die Menschen mit den anderen Lebenwesen teilen, sondern als eine Manifestation, als eine Vergegenständlichung, Verräumlichung der Befähigung der Menschen zum Allgemeinen. Der Raum ist nicht einfach nur ein Raum, sondern die Erscheinung der Allgemeinheit der Menschen, anders: daß sie in ihrem Leben die gemeinsamen, allgemeinen, Angelegenheiten zu ihren persönlichen machen können, wodurch die Sphäre des Öffentlichen, des Politischen entsteht. Ohne diese Sphäre wäre die Stadt nicht die Stadt. Es ist die spezifisch philosophische Betrachtung, der dieser Wesenszug der Stadt aufgeht. Und gleichfalls ist zu erkennen, dass die Ansicht der bloßen Räumlichkeit nichts von der Sache erklärt, um die es hier geht.

Der vierte Philosoph, auf den ich eingehen möchte, ist Georg Simmel, der mit seiner Schrift „Philosophie des Geldes“ berühmt wurde. In seinem 1903 verfassten Artikel „Die Großstädte und das Geistesleben“¹² wendet er die Ergebnisse des größeren Werkes auf das Phänomen des Städtischen an. Dieser Artikel fand unmittelbaren Eingang in die städtebauliche Diskussion vor allem der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Die Städtebauer von Chicago z.B. bezogen sich auf ihn, aber auch noch bei Jane Jacobs nach dem 2. Weltkrieg ist etwas von seinem Einfluss zu spüren; schließlich nennt auch Sennett in seinem 1990 erschienenen Buch „Civitas“ Georg Simmel. Einerseits beschreibt Simmel die Rationalität, wie mit der städtischen Kultur Ideale der Naturwissenschaft die Welt in ein Rechenexempel verwandeln,...¹³ Dem entspräche die „rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens...“¹⁴ Diese Verstandesgemäßheit mit all ihren Konsequenzen hätte ihre Affinität in der modernen Geldwirtschaft. Als die Zentren derselben sieht er die Großstädte. „Die Großstädte sind von jeher die Sitze der Geldwirtschaft gewesen, weil die Mannigfaltigkeit und Zusammendrängung des wirtschaftlichen Austausches dem Tauschmittel eine Wichtigkeit verschafft, zu der es bei der Spärlichkeit des ländlichen Tauschverkehrs nicht gekommen

⁷ Ebenda, S. 122

⁸ Ebenda, S. 122

⁹ Ebenda, S. 123

¹⁰ Ebenda, S. 123

¹¹ Ebenda, S. 124

¹² Georg Simmel, Die Großstadt und das Geistesleben, in: Das Individuum und die Freiheit, Fischer Taschenbuch, Frankfurt (Main) 1957

¹³ Ebenda, S. 194

¹⁴ Ebenda S. 194

wäre. ¹⁵...ob zuerst jene...intellektualistische Verfassung auf die Geldwirtschaft hindränge, oder ob diese der bestimmende Faktor für jene war.“, wüßte niemand zu sagen, „Sicher ist nur, dass die Form des großstädtischen Lebens der nährende Boden für diese Wechselwirkung ist;...“¹⁶

Ohne hier nun noch auf weitere Gesichtspunkte einzugehen, die Simmel vorträgt - und die allesamt sehr interessant sind -, möchte ich nur hervorheben, wie er durch eine Deutung der modernen Zivilisation mithilfe philosophischer Kategorien zu seinen Ergebnissen gelangt. Den Geist der Abstraktheit, prinzipiell nicht in der Anschauung des Raums wahrzunehmen, sieht er als das Wesen der modernen Stadt in der Korrespondenz von Geldwirtschaft und mathematisch bestimmter Wissenschaft und Technik walten. Von dieser Einsicht geleitet, sieht er das tiefste Problem des modernen Lebens aus dem Widerspruch zwischen dem Individuum, das die Selbständigkeit und Eigenart seines Daseins bewahren möchte und der Übermacht der Gesellschaft hervorgehen. Großstadt in dieser zeitdiagnostischen Sicht aus dem Spannungsverhältnis zwischen der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und den Individuen zu begreifen, entspringt einer traditionellen philosophisch-dialektischen Betrachtungsweise. Das Städtische wird als ein Phänomen der Spannung vorgestellt, das im Räumlichen weder seine Ursprünge hat, noch aus dem Räumlichen zu verstehen ist. Auch die soziologische Perspektive greift zu kurz. Man muss die philosophische einnehmen, um die Menschen als Wesen mit Selbstbewusstsein und der Befähigung zur Freiheit in Rechnung zu stellen; dann erst kann man die Gegenwart und die Stadt in ihrem Wesen begreifen.

Und nun in salopper Ausdrucksweise zusammengefasst: Der Mensch muss als ein denkendes und damit politisches Wesen, als *zoon politikon* und *animale rationale* genommen werden, um das, was er in die Welt setzt, verstehen zu können. Die Anthropologie darf sich nicht beschränken auf die Dimensionen der *res extensa*, also der Räumlichkeit, sowie des Biologischen, des Soziologischen und des Psychologischen. Wenn sie so verfährt, wird sie das Wesen des Menschen immer reduktiv bestimmen, bzw, wesentliche Phänomene, die nicht räumlich abbildbar sind, gar nicht verstehen. Da die Philosophie in ihrer Tradition gerade das Bewusstseins dieser Dimension, also des Immateriellen der Menschen, gleichwohl Realen ist, muss sie zum Verständnis der menschlichen Phänomene herangezogen werden. Das besagt: Die vorherrschend materialistische Sicht in der Gegenwart muss überwunden werden, damit wir Menschen uns selbst verstehen und dann auch die Probleme lösen können, die wir in unserer Entwicklung erzeugt haben.

Auf der räumlichen Ebene bildete die Stadt von ihrem Beginn an diese immateriellen Bezüge ihres Wesens aus. Alle Städte besaßen - neben dem Speicher - von Anfang an ein religiöses Zentrum, sei es der Tempel, die Kirche oder eine andere Kultstätte, in welcher der Bezug zur Transzendenz in der Mitte der Stadt eine räumliche Gestalt annahm. Gegenüber der Horizontalen, in welcher sich das alltägliche Leben der Menschen weitgehend abspielte, ragte in allen Städten die Kirche wie ein Hinweisschild zum Jenseits empor. Dieser Verweis auf das Transzendente ist bei der Entstehung der historisch frühen Städte auch daran zu erkennen, dass sie oftmals an Friedhöfen angelegt wurden. Auch die Einfriedungen der Städte - weit gefehlt, sie lediglich als Begrenzungen anzusehen - trennten die Lebenswelt der Menschen in einen städtischen, geschützten Bereich, der durch die Mauer oder etwas Mauerähnliches markiert war und der Unendlichkeit jenseits der Stadtmauer. Hinter dem Endlichen, das die Stadtmauer umschloss, begann die Fremde in ihrer unüberschaubaren, grenzenlosen Unendlichkeit. Dass das Theater und die Arena - als ursprüngliche Orte des Kults - eine

¹⁵ Ebenda, S. 193

¹⁶ Ebenda, S. 194

vergleichbare Bedeutung besaßen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Dass Städte häufig an Handelswegen entstanden, dass die zentralen Plätze zumeist auch Marktplätze waren, auf denen Waren angeboten wurden, die von weither gebracht wurden, zeigt einen weiteren Aspekt dessen, wie die Stadt zu allen Zeiten über sich hinaus bezogen war. So ist die Stadt in ihrer Analogie zum Menschen, der sie schuf, ein Phänomen, das nur aus seinen über es hinausweisenden Bezügen das ist, was es ist. In der Stadt war das Jenseitige von ihr, die Transzendenz, immer gegenständlich präsent. Die Geschlossenheit der Stadt, sie als Konzentrationspunkt menschlicher Aktivität und Dynamik, bildete gewissermaßen eine Wirklichkeit in der unwirtlichen Grenzenlosigkeit des Kosmos. Nicht nur außen, sondern in ihrem Zentrum war das Transzendente, das Abwesende, stets anwesend und gegenwärtig.

Ob also unter dem Aspekt der Weltbildung durch die synthetische Leistung der Menschen - was ich an Kant hervorhob -, so dass jede Stadt gewissermaßen einen Knoten der Universalität darstellt, ob unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsteilung - wie bei Marx -, dem des Politischen, d.h. der Konstituierung der Öffentlichkeit - wie bei Ortega y Gasset oder schließlich dem der Geldwirtschaft - wie bei Georg Simmel: das Städtische ist ein vertracktes Phänomen, das nicht platt auf der Hand liegt, nicht der räumlichen Anschauung schlicht gegeben ist.

Als bewusste, denkende Wesen existieren die Menschen in der Sphäre des Allgemeinen, der Abstraktion, der Universalität. Ihr Bewusstsein geht unendlich über ihr körperliches Sein und ihre sinnliche Wahrnehmung hinaus, mit ihrem Bewusstsein transzendieren sie unentwegt den Ort ihrer Anwesenheit, in ihrem Bewusstsein ist ihnen die universelle, kosmische Dimension unentwegt präsent - auch wenn sie sich dessen nicht ausdrücklich bewusst sind.

Was besagt das nun für die Stadt, für das Städtische?

Urbanität realisiert sich in der Breite all ihrer Facetten - zu denen natürlich auch das Materielle gehört - als die lebendige Spannung des Individuellen zur Universalität. Der Gegensatz zur Urbanität ist die Langeweile. Und diese wäre sowohl

- das Eigene ohne Abwechslung durch Fremdes, das Einerlei, die Bindung ohne Freiheit, als auch
- das Fremde ohne Eigenes, verloren im Meer des immer wieder anderen, Berührungen ohne Beziehung, Freiheit ohne Bindung.

Individualität geht gerade aus der Universalität, die sich mit der städtischen Arbeitsteilung herausbildet, hervor.

Damit dies aber sich realisiert, d.h. auch von den einzelnen so empfunden wird, dazu ist die Einbezogenheit der einzelnen in den komplexen städtischen Zusammenhang erforderlich. Wenn diese Einbezogenheit besteht, dann kann auch die Alternative: überschaubare dörflich-warme Atmosphäre und anonyme kalte Großstadt überwunden werden. Schon immer flüchteten die Menschen aus der bedrückenden Enge und Langeweile der dörflichen Verhältnisse. Heute, wo die Medien die Welt ins Haus bringen und nahezu jedermann motorisiert ist, hat sich dies etwas geändert, aber nicht vollkommen. Das Dorf bot niemals die Möglichkeiten der Stadt. Deshalb hat sich die Stadt auch durchgesetzt. Gerade in der Stadt fand die sich fortzeugende Teilung der Arbeit statt und die damit einhergehende äußerst produktive Spezialisierung, die Differenzierung der Talente und Interessen und infolgedessen die Entfaltung der Individualitäten.

Individualität, und das heißt immer auch die Individualität von vielen, die Verschiedenheit von vielen, das ist gerade in der Stadt möglich; nur ihr Leben muss so organisiert sein, dass die Individuen etwas miteinander zu tun bekommen und nicht aneinander vorbeilaufen. Sie müssen sich erleben können. Die Verschiedenheit darf nicht die Trennung zur Folge haben,

sondern die Verlebendigung, den Genuß der Vielfalt, dadurch daß man ihr in einem nichtgefährlichen, sondern gemeinschaftlich gestalteten, gemeinschaftlich tolerierten Raum begegnet. Anders herum: indem durch die Verbindung der Differenzen gerade die Gemeinschaft hervorgeht.

Wenn wir begreifen, dass Individualität und Universalität eine gemeinsame Wurzel haben, eine zusammengehörige Polarität darstellen, dann kann die Angst vor der komplexen Universalität gebannt und der Rückfall in die Brutalitäten des archaisch Einfachen vermieden werden, wie auch der Rückzug auf die egoistische, unmoralische Willkür des Ich. Auch kann die Angst vor der Abstraktheit und Anonymität der Universalität in Grenzen gehalten werden. Die Stadt ist nicht per se der Ort der Fremdheit, der Anonymität, der Begegnungslosigkeit. In ihr läßt sich die Universalität als das immerwährende Abenteuer empfinden, als das Offene und Mögliche, das mit dem Leben in Gemeinschaft gegeben ist.

Ebenfalls der resignative, existenzielle Ausstieg aus den humanen und politischen Ansprüchen und das Sich-ergeben in das Leben von Konsum und Urlaub, wie es heute oft durch das Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Geschichte auftritt, kann durch die Erweiterung der Perspektive im Zusammenhang der Ausbildung eines universellen Bewusstseins überwunden werden.

Dies ist gerade im Medienzeitalter besonders wichtig, wo unsere universelle Informationsfähigkeit uns aus den Nahbeziehungen herausaugt, in denen wir leben. Kein Ort existiert mehr an seinem Ort, sondern ist ein globaler Konzentrationspunkt. Die Individualität muss einen Schritt in ihrer Entwicklung vorantreiben: sie muss ihre universelle Kompetenz entwickeln, und das heißt, sich ihrer zunächst erst einmal bewusst werden. Die Begegnung von Menschen, auch von größeren Menschenmassen, hat nie ausgespielt, gerade nicht im Medienzeitalter, sie ist statt dessen nach wie vor ein ungemein politisches Ereignis.

Immer wieder treten die Menschen die Flucht vor der Komplexität der Lebenswelt an, die sie unablässig schaffen und vorantreiben.: Ob sie sich zurücksehnen zur Ruhe im Dorf, das Nirwana erstreben, Feindlichkeit gegen die anstrengende Rationalität und alles Neue entwickeln, ob sie nur noch für ihren Urlaub leben oder ohne Sinn und Verstand auf die neueste Technik abfahren, ob sie im Gegenzug gegen die Moderne sich der Rettung der Schöpfung, also dem Anfangspunkt aller menschlichen Geschichte annehmen, ob sie - wieder ganz anders - in einen blöden Lokalpatriotismus verfallen und alles Fremde hassen: wie auch immer, so verschieden diese Erscheinungen auch sein mögen, sie haben eines gemeinsam, nämlich die Ablehnung, Nichtanerkennung der Komplexität menschlicher Geschichte, die unausweichlich ist - und der wir uns stellen müssen, wenn wir nicht in die berühmte Situation des Zauberlehrlings geraten wollen. Wenn die nicht gewollt ist, muss unsere eigene Struktur verstanden werden. Es muss die dialektische Einheit von Individuum und Universalität erfaßt und begrüßt werden. Das heißt: die menschliche Existenz genießen. Wir müssen aufhören, immer nur Pole unseres Wesens zu realisieren: erst die Welt erobern wollen und anschließend sich in die Provinz verkriechen, es mit nichts mehr zu tun haben zu wollen und ein Häuschen zu bauen. Es läßt sich nicht umgehen, die Struktur unserer eigenen Komplexität zu bejahen und sich ihr zu stellen, um die Lösungen in den vernünftigen Formen der Vermittlung zu suchen - im Bewusstsein, dass die Polarität nie überwindbar ist, sondern zu unserem Wesen gehört. Betrachten wir die Stadt: an ihrer Struktur entdecken wir uns selbst, unsere eigene Komplexität.

Angesichts der nicht zu leugnenden Gefahren unserer wissenschaftlich-technischen Zivilisation ist uns weder gedient mit einer harschen Technikfeindlichkeit, noch mit einem Zurück zur Natur, sondern einzig mit der Herstellung einer humanen Lebenswelt, in welcher wir die Formen gefunden haben, Natur und Technik miteinander zu versöhnen.

Das heisst, Urbanität und die Verbesserung der städtischen Lebensqualität kann nicht einzig und allein als eine Sache der Städteplaner angesehen werden. Wohl der entscheidende Punkt dafür, ob sich Menschen in einer Stadt wohlfühlen ist, dass sich so etwas wie ein *sensus communis* herausbildet, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das gerade durch die Angewiesenheit aufeinander begründet ist, das aus der Tradition von miteinander Erlebtem entspringt und so gewissermaßen die interne Seele der Stadt bildet. Ohne ein Bewusstsein des Miteinanders von Menschen an einem Ort, in dem alle Differenzen aufgenommen und akzeptiert sind, so dass dieser Körper des Gemeinwesens stark genug ist, auch das Fremde als Bereicherung zu empfinden, kann es natürlich kein glückliches Stadtleben geben. Wenn aber andererseits die institutionelle Politik den *sensus communis* verpestet, wird auch keine lebendige Urbanität emporkeimen. Eher gibt es in unwirtlichen Städten, in denen ein *sensus communis* vorhanden ist, Urbanität, als in einer Prachtstadt, wo er fehlt. Überhaupt entbehrt jede Politik, die nicht auf einem *sensus communis* beruht, ihres eigentlichen Wesens.

Einen Gemeinsinn auszubilden, ist aber gerade in der gegenwärtigen Situation auf unserem Planeten mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Denn wir sind in eine globale Gesellschaft hineingewachsen, und was es heißt, einen globalen *sensus communis* auszubilden, wer weiß das? Ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst? Ist Gemeinsinn nicht etwas, das aus einem lokalen oder mindestens regionalen Bezug erwächst? Wie auch immer, die modernen Medien, die Verkehrsmöglichkeiten und das Bewusstsein, dass die gravierenden Probleme der Gegenwart die globalen sind, haben eine Weltgesellschaft hervorgebracht, die eine neue Qualität darstellt. Dieser Planet ist das Boot, in dem wir alle sitzen. Die einzelnen Städte müssen sich heute als Zentren eines globalen Zusammenhangs begreifen - und dennoch ihr Lokalkolorit wahren. Die Stadt: - das müßte eine Synthese des globalen *sensus communis* an einem Ort in einer ganz einmalig charakteristischen Weise sein, ein Kristallisationspunkt unseres Planeten in einer bestimmten geographischen Lage, mit dem Charme seiner spezifischen Geschichte und einem unverwechselbaren Ambiente.

Gesellschaftliche Probleme müssen gelöst werden, um Urbanität zur Entfaltung zu bringen, nur zum Teil ist das eine Aufgabe des Stadtplaners. Auf jeden Fall aber fällt z. B. die Abschaffung der Arbeitslosigkeit nicht in seinen Aufgabenbereich. Von der Lösung dieses Problems aber hängt das Gedeihen eines angenehmen, beschwingten und hoffnungsvollen städtischen Lebens ab.

Da das Wesen der Stadt in ihrer Lebendigkeit zur Erscheinung kommt, ist das Thema Arbeitslosigkeit unmittelbar ein Thema, das in diesen Bereich fällt. Das Flanieren in der Stadt wird ausbleiben, wenn der Gebrauch freier Zeit nur Schimpf und Schande dokumentiert. Wenn freie Zeit nur als Ausgliederung erlitten wird, wird sich kein städtisches Leben des Genusses freier Zeit entfalten. Statt freie Zeit zu genießen und zu gestalten, wird nur unter dem Mangel an Arbeit gelitten, d.h. am Mangel an bezahlter Arbeit. Womit der Sinn von Freiheit auch immer verbunden ist - nämlich der Verfügung über freie Zeit, die konstruktiv und sinnvoll ausgefüllt werden kann -, das wird zum Grund moderner Unfreiheit..

Wie die Differenzierung unter den Menschen aufrecht erhalten werden kann, wenn die Differenzierung durch die Arbeitsteilung, d.h. die Berufsarbeit immer mehr wegfällt, das ist die wichtigste Frage in diesem Zusammenhang. Die Entfaltung der Persönlichkeit durch die Bereiche, die traditionell durch die Berufsarbeit abgedeckt waren, aber es nicht mehr werden, muss ermöglicht werden. Wir stehen an dem Punkt, an dem sich die Menschen ihrer Universalität erinnern, bzw. vergewissern müssen, um sich die darin liegende Flexibilität zu eigen machen zu können. Wir sind - wie ich ausführte - eben nicht Wesen, die mit einer

speziellen Profession zusammenfallen. Jeder hat weit über die Profession, in der er sein Geld verdient, hinausgehende Möglichkeiten, deren Entfaltung heute auf der Tagesordnung steht. Statt der Produktion von Waren, muss die eigene der Menschen in den Mittelpunkt rücken, d.h. ihre Bildung.